

# Leitartikel

Norbert  
Greinacher

## Gelassene Leidenschaft

Leidenschaft für den  
Mitmenschen

Es soll hier die Rede sein von einer Einstellung und einem Verhalten des Menschen, und im besonderen des Christen, zu Gott und der Welt, die durch Leidenschaft und Gelassenheit, von beiden, und zwar von beiden zugleich und in dieser Reihenfolge, gekennzeichnet sein soll. Und von dieser Einstellung wird behauptet, sie sei eine heute besonders notwendige christliche Tugend.

Solange es Menschen auf der Erde gibt, die an Hunger oder Durst zugrunde gehen, die von anderen Menschen beherrscht und unterdrückt werden, die krank oder einsam sind, solange – und das heißt: für immer – darf sich kein Mensch Mensch nennen, der sich nicht mit allen seinen Kräften, mit wirklicher Leidenschaft für seine Mitmenschen einsetzt. Die sogenannte „goldene Regel“, in den verschiedensten Kulturen und Religionen zur sittlichen Grundforderung erhoben und von Jesus übernommen: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das sollt auch ihr ihnen tun!“ (Mt 7,12; vgl. Lk 6,31), bietet die Grundlage für ein solches Verhalten. Wir sind vielleicht versucht, eine solche Ethik etwas vorschnell als zu pragmatisch, in gewissem Sinne als zu egoistisch, als eine reine „Do-ut-des-Ethik“ abzutun: Ich tue dir Gutes, damit du mir Gutes tust oder zumindest nichts Schlechtes antust. Indessen sollte es uns doch zu denken geben, daß Jesus in seiner zentralen ethischen Forderung die Selbstliebe als den entscheidenden Maßstab für die Nächstenliebe angibt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22,39 par.). Darüber hinaus sollen wir nicht vergessen, daß auf dem Boden einer solchen Ethik, dem Bewußtsein der unabdingbaren Verpflichtung zu gegenseitiger Menschlichkeit auf Grund der Zugehörigkeit zu derselben Gattung Mensch, in Theorie und Praxis in der Geschichte der Menschheit viel Menschlichkeit verwirklicht wurde.

Für den Christen ergibt sich eine zusätzliche und verstärkte Motivation zu solchem Engagement: Der Christ weiß, daß der Gott, von dem uns Jesus berichtet, ein menschenfreundlicher Gott ist, ein Gott, der sich selbst engagiert für das Heil und Glück der Menschen. Von Jesus Christus bekennen wir, daß er für uns Menschen und um unseres Heiles willen Mensch geworden ist. Er hat sich – nach Aussage von Mt 25,31–46 – mit den Menschen identifiziert,

vor allem mit der Sorge um die Befriedigung ihrer grundlegenden Bedürfnisse: Hunger, Durst, gastfreundschaftliche Aufnahme, Kleidung, Überwindung der Einsamkeit. Sein ganzes Reden, Handeln und Verhalten war Ausdruck seines Mitleides und Mitleidens mit den Notleidenden und bestand in dem Versuch, ihnen zu helfen. So steht Paulus in der direkten Nachfolge Jesu, wenn er schreibt: „Die Liebe Christi drängt mich!“ (2 Kor 5,14).

Gelassenheit — um der Menschlichkeit willen

Auf der anderen Seite muß diese Leidenschaft für mehr Menschlichkeit und mehr Gerechtigkeit und Liebe unter den Menschen gekennzeichnet sein durch Gelassenheit — um ihrer Menschlichkeit, das heißt also um ihres eigenen Zieles willen. Sobald diese Leidenschaft absolut gesetzt wird, geht sie über Leichen. Sobald sie total wird, gerät sie in Gefahr, fanatisch zu werden. Sobald sie autoritär wird, droht sie unmenschlich zu werden.

Wieviel Leid und Unglück, wieviel Not und Unmenschlichkeit sind nicht in der Geschichte der Menschheit entstanden unter dem Anspruch oder mit der Überzeugung, den Menschen helfen zu wollen. Greifen wir drei Beispiele heraus: die Inquisition, den Stalinismus und den Nationalsozialismus. So unterschiedlich diese drei Phänomene untereinander sind, so ist ihnen doch gemeinsam, daß man mit dem Anspruch auftrat, dem wahren Glück und Heil der Menschen zu dienen. Dabei möchte ich nicht die im letzten wohl unentscheidbare Frage beantworten, ob die Großinquisitoren, ob Stalin, ob Hitler selbst an diesen Anspruch glaubten oder vielmehr von Machthunger, Menschenhaß, Selbstsucht und dergleichen bestimmt waren. Wahrscheinlich war all dieses und noch viel mehr im Spiel. Zweifellos scheint es aber in der Inquisition, im Stalinismus, im Nationalsozialismus und in zahlreichen ähnlichen unmenschlichen Bewegungen viele Menschen gegeben zu haben, die tatsächlich glaubten, der Menschheit einen Dienst zu leisten, indem sie unzählige Menschen folterten und verbrannten, indem sie Arbeitslager einrichteten, in denen Millionen Menschen ärgste Strapazen und Qualen erlitten und viele von ihnen jämmerlich umkamen, oder indem Konzentrationslager schon mit der Absicht eingerichtet wurden, um Hunderttausende, ja Millionen von Menschen unmenschlich zugrunde zu richten — und all dies mit fanatischer Leidenschaft.

„Aber sie taten es doch im guten Glauben“, ist mancher vielleicht versucht einzuwerfen. Um so schlimmer! Denn jemand, der die Abscheulichkeit seines Tuns einsieht oder auch nur einen Zweifel an der Redlichkeit seines Tuns hat, ist vielleicht bekehrbar, ist womöglich lernfähig, ist vielleicht

noch überzeugbar. Blinde Leidenschaft aber ist kaum von ihrem Ziel abzubringen.

Eine dialektische  
Verhaltensweise . . .

Wenn hier deswegen von gelassener Leidenschaft die Rede ist, dann handelt es sich um eine dialektische Verhaltensweise. Dialektik meint hier nicht, daß getrennte Phänomene auf einer höheren Ebene ineinander übergehen. Dialektik meint hier auch nicht, daß Leidenschaft und Gelassenheit im Sinne von Thesis und Antithesis zu einer Synthesis kommen, in einer einzigen, wertvolleren Verhaltensweise aufgehoben werden. Sondern wenn hier im Zusammenhang mit gelassener Leidenschaft von Dialektik gesprochen wird, dann ist damit eine bipolare Spannungseinheit gemeint, ein Verhalten und eine Einstellung, die als andauernder Prozeß angesehen werden, in dessen Verlauf Leidenschaft und Gelassenheit in ihrer Spannung immer von neuem erworben, erhalten und ausgehalten werden müssen.

. . . in Gesellschaft

Diese gelassene Leidenschaft muß sich auf den verschiedensten Problemfeldern bewähren. Sie gilt zum Beispiel im Verhältnis des Christen zu der Gesellschaft, in der er lebt. Er wird sich in ihr engagieren — er wird sich aus dem einmal vorgegebenen Schuld- und Schicksalszusammenhang nicht davonschleichen können. Aber es wird eine Identifikation mit Vorbehalt, mit kritischer Solidarität sein. — Als Wissenschaftler wird er sich mit Leidenschaft seinem Fach hingeben im Dienste an der Wahrheit und damit auch im Dienst an den Menschen. Aber er wird nie vergessen, wie oft auch sich sehr objektiv gebende Wissenschaftler in der Geschichte schon getäuscht haben und auch mißbrauchen ließen. — Da man sich die Familie, aus der man abstammt, nicht aussuchen kann, wird der Christ sich mit ihr identifizieren, allerdings auch hier nie total, sondern in kritischer Verbundenheit. Ehe und Freundschaft können sicher Orte leidenschaftlicher Liebe sein. Und doch darf auch hier keine totale Identifikation, keine vollkommene gegenseitige Vereinnahmung, sondern so etwas wie eine Intimität auf Distanz gelten. Ja, auch seiner eigenen Identität gegenüber wird der Christ mit einer Offenheit und Lernbereitschaft begegnen, sich nie total in eine bestimmte Rolle hineinbegeben, sondern wandlungsbereit sein, begierig nach neuen Erkenntnissen und neuen Erfahrungen, die eventuell seine bisherige Identität in Frage stellen oder verändern.

. . . Familie

. . . eigenem Leben

. . . im Verhältnis  
zu Gott

Diese gelassene Leidenschaft wird für den Christen selbst im Verhältnis zu Gott von Bedeutung sein. Dabei gilt es zunächst zu beachten, daß Gott selbst zwar sein leidenschaftliches Interesse am Menschen immer wieder gezeigt hat, aber daß auch dieses Interesse nie totalitär ist. Er respektiert die Freiheit des Menschen sogar in dem Maße,

daß der Mensch sich gegen ihn entscheiden kann. Der Christ weiß ferner, daß der Gott, von dem Jesus sprach, kein Moloch ist, der alles in sich auffrißt, sondern ein Gott, der das Glück und die Autonomie der Menschen und der menschlichen Bereiche will. Dies gibt dem christlichen Glauben einen Zug von Gelassenheit. Interessant scheint es mir in diesem Zusammenhang zu sein, daß es auf der einen Seite bei Mt 12,30 heißt: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“, aber bei Mk 9,40: „Wer nicht gegen uns ist, ist für uns!“, zwei Aussagen also, die in ihrer Widersprüchlichkeit die Gelassenheit und Leidenschaft zugleich zum Ausdruck bringen.

. . . und im Verhältnis zur Kirche

Wenn diese gelassene Leidenschaft schon im Verhältnis zu Gott gilt, dann noch mehr im Verhältnis zur Kirche. Das Gottesreich ist eben nicht identisch mit der Kirche, sondern die Kirche ist um des Gottesreiches willen da. So sehr die Kirche notwendig ist um des Gottesreiches willen, so groß ist der Abstand zwischen beiden Größen. Von daher verbietet sich geradezu eine totale Identifikation mit der Kirche. Die gelassene Leidenschaft ist ein Ausdruck der „condition humaine“: eine Anerkennung der Bedingtheit der menschlichen Existenz. Sie allein kann der Gefahr begegnen, einen Sachverhalt oder eine Beziehung absolut zu setzen, Phänomene also, die in Wirklichkeit relativ sind. Sie ist die Grundlage von Toleranz und menschlicher Freiheit. Ihre letzte Begründung erfährt diese gelassene Leidenschaft in der Hoffnung des Christen, daß er und seine Mitmenschen nicht allein am Werke sind, sondern eine Wirklichkeit, die ihre Kräfte übersteigt und die bei allem menschlichen Ungenügen und Versagen doch einmal den neuen Himmel und die neue Erde schaffen wird, allerdings nicht ohne Berücksichtigung dessen, was der Mensch getan hat.

Ihren dichterischen Ausdruck hat diese gelassene Leidenschaft in den Worten von Charles Peguy gefunden: „Den liebe ich nicht, der nicht schläft, spricht Gott. Der Schlaf ist der Freund des Menschen. Der Schlaf ist der Freund Gottes. Der Schlaf ist vielleicht meine schönste Schöpfung. Und ich selber ruhte am siebenten Tage . . . Nun sagt man mir, daß es Menschen gibt, die gut arbeiten und schlecht schlafen. Die nicht schlafen. Welch ein Mangel an Vertrauen in mich . . . Sie haben die Tugend der Arbeit, sie haben jedoch nicht die Tugend des Nichtstuns. Sie können sich nicht entspannen. Sich ausruhen. Schlafen . . . Wer nicht schläft, ist untreu der Hoffnung. Und das ist die größte Untreue. Weil es die Untreue gegen den größten Glauben ist“ (Das Mysterium der Hoffnung, Wien 1952, 178 f).